

KLAUS
SCHAMBERGER



WIE ICH
EINMAL NICHT
DER MORLOCK
GEWORDEN BIN

MEMOIR EINER KINDHEIT • ARS VIVENDI

KLAUS SCHAMBERGER

WIE ICH EINMAL
NICHT DER MORLOCK
GEWORDEN BIN

MEMOIR EINER KINDHEIT

ARS VIVENDI

Originalausgabe

1. Auflage 2022

© 2022 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Cadolzburg

Alle Rechte vorbehalten

www.arsvivendi.com

Lektorat: Elmar Tannert

Umschlaggestaltung: ars vivendi, unter Verwendung
eines Fotos des Autors, © Familie Schamberger

Typografie und Ausstattung: ars vivendi

Kartengestaltung: Christine Richert und Carlotta Kiefhaber

Druck: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Firma Salzer



Klimaneutral

Druckprodukt

ClimatePartner.com/12514-2202-1017



Printed in Germany

ISBN 978-3-7472-0353-8

Wie ich einmal nicht der Morlock geworden bin

1 LAUTER FRAGEZEICHEN

Schon wahr, es gibt fest vereinbarte Welträtsel, sieben Stück im Ganzen. Einerseits. Andererseits hat aber jeder seine eigenen Welträtsel, manchmal so viele, dass sie alle miteinander gar nicht ins Hirn hineinpassen. Da ist an eine Beantwortung der Rätselfragen schon überhaupt nicht zu denken. Geschweige denn an eine zufriedenstellende. Bei mir also die Angelegenheit mit dem Max Morlock, die heutzutage keine alte Sau mehr interessiert. Jedenfalls hält sich die Anteilnahme in sehr eng gezogenen Grenzen. Oder juckt es jemanden, wenn einer noch so beidfüßig schießen oder kometenhaft bei kleinster Körperhöhe sich im Strafraum in die Zerzabelshofer Lüfte hinaufschrauben und in die damals sogenannte Gambel köpfen kann, falls er es überhaupt kann, juckt es ihn, den Jemand, etwa dann, wenn er an einem Fußballergreisenstammtisch zufällig so inhaltsschwere Zahlen und Worte hört: 1954, Halbrechts, der Max, rechte große Zehe, 2:1, die Wende, ohne den Max hätten wir es vergeigt, Rahn hin, Rahn her? Es juckt ihn nicht. Weit vor der Sache 1954 gegen Ungarn in Bern und dem sogenannten Anschlusstreffer zum 2:1 durch die rechte große Zehe war jener Max, Nachname Morlock, im Mai 1925 in Gleißhammer auf die wie erwähnt enorm rätselhafte Welt gekommen, mein Gott. Da hat der Depp von Häberlein, unser kirchenamtlicher Seelenwart und Jungschärführer mit seinem frommen Geklampf von der drohenden Hölle und dem Kleinen Katechismus und den Zehn Geboten und Todsünde und Luther Zeuch und Woar drohen können, wie er gewollt hat – mein Gott war nicht der Opa mit dem weißen Vollbart

hinter einigen Wolken auf dem Häberlein seinen gütigst verschenkten Fleißbildlein, mein Halb- und manchmal Ganzgott war der Max Morlock und mein Himmel der Sportpark Zabo. Und sollte ich das damals nicht gewusst, weil aus Trotz nicht gelernt haben, so hat es doch gegolten, von nun an bis in meine, allerdings vermutlich nicht ewige Ewigkeit: Du sollst keine anderen Halbgötter haben neben dir. Nicht den Baumann, nicht den Ucko, auch nicht den Schaffer, Knoll, Mirsberger, Herbolsheimer und so weiter, und den furchterregenden Häberlein schon gleich gar nicht. Dann noch eher den anderen Max, den Appis, von der Spielvereinigung Fürth. Obwohl die Fürther – haben uns selten blöde Weismacher kraft ihrer erwachsenen Meinungslosigkeit bei jeder Gelegenheit vorgelogen – obwohl also die Fürther unsere Feinde gewesen sind.

Später hab ich auf dem Gebiet anlässlich unvorsichtiger, aber notwendiger Grenzüberschreitungen in Gestalt einiger Überfälle an den Gestaden unseres Mississippi, welcher hierorts allerdings Pegnitz heißt und Bengerz gesprochen wird und bei uns wegen zahlreicher Hineinbrunsungen Wississippi geheißen hat, meine eigenen Erfahrungen gemacht. Unser Feind hat keinesfalls in Fürth sein Wesen getrieben, sondern in Jobst. Diese Jobster Feindschaft hat für uns Mögeldorfer zwei oder drei Mal in schmerzhaften Abfotzungen gemündet. Abfotzungen, wer es nicht weiß, sind haselnusssteckenbewehrte Prügel, während es sich bei Jobst und Mögeldorf um östlich gelegene Vorstädte der sogenannten Metropolregionmetropole Nürnberg handelt.

Nürnberg, früher »des deutschen Reiches Schatzkästlein«, noch früher unter tat- und maulkräftiger Mithilfe des berühmten Alleswarenkrämers, Eisenbahn-Großaktionärs und Antisemiten Johannes Scharrer (nach dem wir in traditioneller Vergesslich-

keitsbewältigung zwei Schulen und eine Straße benannt haben), ein judenfeindliches Terrain sondersgleichen, infolgedessen später, fast in direkter Linie eines der Lieblingsstädtlein der Herren Hitler, Streicher, Göring, Speer, Himmler und Konsorten, noch später zu ungefähr drei Vierteln der Altstadt eingeschert, eingeebnet, quasi Volltreffer in Häuser, Kirchen, schöne Patrizierprunkstätten und ins schlechte Gewissen. Oder aber in überhaupt kein Gewissen. Feindschaften, sei es in Jobst oder in Fürth oder im Kopf, bilden auch ein Welträtsel, vermutlich das rätselhafteste.

Sei es, wie es sei und besser so nicht gewesen wär – jedenfalls hab ich mutmaßlich in den frühen Morgenstunden des 14. März 1942 das Zwielight der Welt erblickt. Wenn es wen interessiert: in der Frauenklinik der Nürnberger Nordstadt. Nämlich haben wir in Nürnberg eine eher wohlbelemundete Nordstadt und eine eher unwohlbelemundete Südstadt. Warum der Leumund in der Nordstadt vor lauter Noblesse fast nicht sprechen kann und jener der Südstadt ganz im Gegenteil, das weiß ich auch nicht. Eine West- wie auch Oststadt existiert schon auch, aber nicht in unserem Wortschatz. In neuerer Zeit haben teilweise sehr merkwürdige Wortschöpfer ein Quartier namens Westvorstadt erfunden, und zwar deswegen, weil sie die fünf Buchstaben F, ü, r, t und h niemals im Leben über ihre vor Arroganz, genauer gesagt vor Dummheit gaafernden Lippen bringen wollen. Das Wort »gaafern« lautet auf Hochdeutsch »geifern«, im Kleinstkindalter und dann später im höchsten Greisenalter wird es »sabbern« genannt, also Inkontinenz im Mundbereich. Hirn inbegriffen. Beide Altersstufen hab ich fast schon hinter mich gebracht, letztere noch nicht gänzlich, und wiederum türmen sich vor mir zwei Rätsel auf.

Erstes Rätsel: Ein Menschenleben kann ja eine gravierende Sache sein, und da möchte ich schon einmal gern wissen, warum man vor der Produktion so eines Menschenlebens nicht gefragt wird, ob man es sich überhaupt antun will. Zum Beispiel jetzt in meinem Fall. Klar, Liebesrausch, Zuneigung, Fronturlaub, Wiedersehensfreude, sturmfreie Lichtung im Bayerischen Wald eventuell und so weiter, alles recht und schön und voll verführerisch. Aber was hab ich, der ich vor dem Liebesrausch was weiß ich wo gewesen beziehungsweise nicht gewesen bin, was hab ich damit zu tun?

Zweites Rätsel: Was bewegt zwei vernünftige Menschen, mitten in Krieg, Terror, millionenfachem Morden, Weltumstülpen sowie Pfeifen auf den allerletzten Hauch von Moral einen Halbdeppen wie mich zu zeugen? Gut, im Lauf der Zeit kommst schon dahinter, dass in deinen Körper oder wo auch immer schwer steuerbare Notwendigkeiten hineinmontiert sind. Ob es die Liebe ist? Ja, die auch, ganz sicher oder mindestens höchstwahrscheinlich. Wissen tu ich es nicht. Überhaupt ist es mit dem Wissen eine trügerische Sache. Wissenschaftler wissen zum Beispiel sehr viel. Wie man eine Atombombe baut, wie man leibhaftige Menschen einteilt, biologisch, in Geziefer und Ungeziefer, wie man sich Sprüche im Kopf wachsen lässt, die da lauten »Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben«, wie man die Süße und die Ehre des Lebens in die Gaskammern verbringt, wie man auf einmal einen Not-Planeten B aus dem Hut zaubert, weil der Planet A vor lauter sehr sinnvollen Erfindungen und ebenso viel Wissen von uns, seinen Untermietern, nix mehr wissen will. Eigenbedarf wahrscheinlich. Und in der selber gemachten Not wird dann das eine Wissen von einem ganz anderen Wissen ersetzt. Nämlich dass sich ersteres Wissen als was viel Schlimmeres als Nichtwissen er-

wiesen hat, nämlich als Blödheit und Selbsterhöhung. Und ein endgültiges Wissen höchstwahrscheinlich überhaupt nicht und niemals existiert, da kannst du forschen, wie du willst.

An dem Wissen hängt sodann die Frage Nummer drei dran: Was ist los mit der stets wachsenden Gscheiheit, dem stetigen Fortschritt und überhaupt mit dem Wachsen, welches wir scheint's der Ewigkeit nicht nur anbefohlen, sondern auch feierlichst geweiht haben? Die einzigen vernünftigen Antworten bietet der von mir morlockmäßig verehrte Dichter Jaroslav Hašek. Zum Fortschritt hat er eines Nachts auf tschechisch hingeschrieben: »Der Fortschritt ist eine zweischneidige Waffe wie das Bier. Die Leute machen sich da dran und wissen nicht, wie sie aufhören sollen. Und darum Vorsicht mit dem Fortschritt.« Und zur Gscheiheit: »Wenn jeder gescheit wär, so müsst auf der Welt bald so viel Verstand sein, dass jeder Zweite davon ganz blöd wird.« Und ich hab dann noch hinzugefügt, nicht so vortrefflich durchdacht wie der Erfinder vom Schwejk, aber auch nicht schlecht: »Es muss auch Dumme geben, sonst wüssten die Gscheiten ja nicht, dass sie gscheit sind.«

Na ja, wurschd, jedenfalls war ich dann seit jenem 14. März 1942 ungefragt, aber sicherlich geliebt auf einmal da, auf dem Planeten A, und habe schon wieder ein Fragezeichen gebildet. Aus bruchstückhaften schriftlichen Aufzeichnungen meiner Mutter weiß ich den Fragesatz: »Der Klaus ist so ein goldiges Kind. Aber ich muss ihn doch erziehen?« – »Erziehen!« – merkst was? Da stecken auch die Wörter mit »Zug« dahinter, Luftzug, Durchzug, Zucht und Ordnung und Pünktlichkeit und: »Du bleibst so lang am Tisch sitzen, bis der Teller leer ist.«

2 APFELSINEN KOMMEN AUS AFRIKA

Das Wort »Seier« hat bei uns in Mittelfranken zwei Bedeutungen. Erstens ist ein Seier ein Sieb, zweitens bildet sich in uns, in den Beinen, im Magen, im Gedächtnis und in der Zunge, nach zirka vier bis fünf Bier ebenfalls ein Seier. Die Bedeutungsähnlichkeit will uns sagen: Erinnerungen sind sehr seierhaft, filmrissig, also eine noch niemals genau gezählte Menge von Löchern mit ganz kleinen Rändern drumrum. Was die Löcher betrifft, muss man die Wissenschaft befragen oder die Eltern. So habe ich später erfahren, dass ich eigentlich noch heute mit einem gravierenden Trauma geschlagen sein müsste. Alle im Krieg geborenen Kinder haben ein Trauma, auch wenn sie kein Trauma haben. Sie haben eines und meinen nur, sie hätten keines. Sagt die Wissenschaft der Seelenforschung und weiß nicht, was eine Seele ist, weil es niemand weiß.

Meine Mutter wiederum hat gesagt, wir zwei seien damals – nach einem kurzen Notaufenthalt in Oberasbach – zusammen mit meiner Lieblingstante Sofie und ihrem mit mir fast gleichaltrigen Sohn Gert, meinem Lieblingskuseng (man kann es auch Cousin schreiben) vor dem Krieg in der Welt und in Nürnberg sechzig Kilometer weit weg nach Leutershausen in eine Eineinhalbzimmer-Behausung geflüchtet. Mithin in eine sehr schöne Gegend, in deren Dörfern und Städtlein, berichten schriftliche Hinterlassenschaften, im Jahr 1933 der letzten durchgeführten Reichstagswahlen die NSDAP auf bis zu achtzig Prozent Wäh-

lerstimmen gekommen ist. Jetzt war es so, dass meine Mutter und meine Tante Sofie, politisch gesehen, aus zwei grundverschiedenen Welten gekommen sind. Frau Sofie Kohl, geborene Schamberger und Schwester meines Vaters aus dem weitgehend roten Ziegelstein, der Nordstadt eher unvornehmes, aber mir später fest ans Herz gewachsenes Stadtviertel. Meine Mutter Käte Schamberger, geborene Seltmann, aus der Südstadt, in der auch hochwohlgeborene Leute oder solche, die sich dafür hielten, gelebt haben. Markomannenstraße, also die behäbigere, in Maßen vornehmere Gegend im Stadtviertel Gleißhammer. Somit ist die Tante Sofie aus einer sozialdemokratischen, meine Mutter aus einer nationalsozialistischen Familie gekommen.

Wie da in diesem Leutershausen und der Eineinhalbzimmerwohnung mit zwei Müttern plus zwei Hosenscheißern plus einer Dauerangst um die beiden vaterlandsverteidigenden Ehemänner mitten im Krieg sich ein Frieden auf den vielleicht fünfzig Quadratmetern ausbreiten hat können – wer weiß das schon. Auch später ist es mit dem familiären Bescheidwissen bei uns nicht weit her gewesen. Dass der eine Großvater, der Gregor Schamberger, dank seiner Tätigkeit als SPD-Stadtrat in Nürnberg über ein Jahr, zusammen mit dem Schriftsteller Karl Bröger, im Konzentrationslager Dachau gequält worden ist – kein Wort drüber. Eine Erinnerung ist manchmal eine zähe, langatmige, aber immerhin atmige Angelegenheit. Im Fall vom Schambergers-Opa und seinem Freund und Dichter Karl Bröger war sie ungefähr sechs Jahrzehnte unterwegs, in Kilometer umgerechnet einmal zum Mond und zurück. Da sind wir uns im wunderschönen Egloffstein auf der Terrasse des Gasthofs *Zur Post* keinesfalls zufällig bei jeweils einem Kännchen Kaffee gegenübergesessen: Achim Bröger, der Schriftsteller und Enkel vom Karl Bröger, und ich. Und da sind dem Achim Bröger zur Vergangenheit unserer

Großväter einige sehr gute Sätze eingefallen. Ich hab sie mir in mein Notizbüchla wie folgt hineinstenografiert: »Die Frage, die ich mir da immer wieder stelle – und wohl die wichtigste Frage in dem Zusammenhang mit dem Karl und dem Gregor an uns –, die ist ›Wie hättest du dich damals verhalten?‹ Wenn du vom Schreiben lebst, wenn du deine große Familie damit ernähren musst, wenn du eben nicht den Nobelpreis hast und nicht der in aller Welt berühmte Thomas Mann bist – sondern der Karl Bröger aus der Siedlung in Ziegelstein. Und da sage ich: Der Weg, den der Karl gegangen ist, der war gangbar. Er hat seine Leute nicht verraten.« Und ich sag: Aus der Geschichte unserer Großväter haben wir gelernt. Hoffentlich. Jetzt der andere Großvater, der aus dem Erzgebirge stammende Guido Seltmann, er war bei der NSDAP. Darüber ist in der Familie kein Wort verloren worden. Womöglich damals in Leutershausen, aber da hab ich für solche komplizierten Flüstereien noch kein Gehör gehabt.

Aus den knapp zwei vermutlich doch sehr harmonischen Jahren in dem Städtchen an der Altmühl sind auf spätere Zeiten nur fünf Wörter überliefert, die die Tante Sofie noch bis ins hohe Alter immer wieder und immer wieder herzlich lachend erzählt hat. Da soll ich mich, so hat es die Tante Sofie in ihren akribisch geführten Taschenkalender hineingeschrieben, im Gitterbett hochgezogen und in einen Blechtrichter hineingekräht haben: »Ackung, Ackung! Gert Hose makt.« In Erwachsenensprache: »Achtung, Achtung! Mein Kinderbettkollege und Kuseng Gert hat soeben in die Hose gepfeffert.« Vermutlich der allererste Hinweis auf meinen nach sehr vielen Irrtümern erwählten Beruf: Anrühige Heimlichkeiten, Skandale aller Art erforschen und dann nach besten Kräften trichterverstärkt hinausposaunen. Also Sumpf- und Sensationsreporter, zuständig mitunter auch für jedweddes Scheißdrecklein. Auch ist mir später Folgendes durch

den Kopf gegangen: Jenes »Achtung, Achtung!« muss sich doch irgendwo, irgendwann in mein Gedächtnis eingegraben haben – vielleicht in Form der Stimme aus dem Volksempfänger: »Achtung, Achtung, Fliegeralarm!«

Fliegeralarme hat es in Nürnberg zuhauf gegeben, in Leutershausen keine. Was dann meine Mutter gegen Kriegsende bewogen hat, den Leutershausener Schlupfwinkel zu verlassen und mit mir ausgerechnet zur Tante Marie und zum Onkel Seppel ins rüstungsgeschäftige Sulzbach-Rosenberg, dem Standort der Maxhütte, zu flüchten – ich weiß es nicht. Aber jetzt, Obacht: erste eigenhirnige Erinnerungen!

Eine Erinnerung – an die erste von insgesamt drei Lebensrettungen: Meine Mutter nimmt mich mit auf eine große Wiese in einiger Entfernung vor dem Rüstungsstädtlein Sulzbach-Rosenberg zum Schafmäulerzupfen. Schafmäuler hat damals der Feldsalat, auch Rapunzel oder Schoofmaiala genannt, geheißen. Und mitten im schönsten Salatzupfen plötzlich, aus einem einigermaßen heiteren Himmel eine höllische Mixtur aus Pfeifen, Heulen, Donnern, die Mutter schmeißt sich auf mich, brüllt mir ein »Achtung, Achtung!« ins Ohr, vor uns spritzen Erde, Gras, vielleicht auch Schafmäuler in Hülle und Fülle auf, und schon verschwindet der Tiefflieger samt seiner belfernden Bordkanone hinter dem Wald.

Zweite Erinnerung: Mitten in der Nacht wach ich auf, mein Bettstättla (Hochdeutsch: Bettstättlein) schwankt, schaukelt, schwebt schließlich zwei Treppen hinunter in den Keller, ich halte meinen Teddybär fest umschlungen – so tragen mich die Mutter und der Onkel Seppel in den Luftschutzraum. Achtung, Achtung, Fliegeralarm.

Dritte Erinnerung: Ich sitz auf dem Schoß eines mir unbekanntem, seltsam gekleideten Herrn, teils schauen wir zum Fens-

ter hinaus in Richtung der Schafmäuler- und Tieffliegerwiese, teils betrachten wir sehr verzückt ein wehrmachtgrün gestrichenes, hölzernes Spielzeugflugzeug, das mir anscheinend jener fremde, seltsam verkleidete Mann als Geschenk mitgebracht hat. Der fremde Mann, der Soldat, der Spielzeugfliegerbeschaffer, war mein Vater. Ende der ersten Erinnerungen.

Kann man sich Erinnerungen auch in der Nase aufbewahren? Ich schon. Weil: Ich spür ihn heute noch, den immer intensiver werdenden Geruch meiner allerallerallerersten Apfelsine, wie sie der Onkel Seppl mit seinem Taschenmesser bedächtig bearbeitet hat: Einige senkrechte Schnitte in die Schale, die so entstandenen hellgelben Schalenklappen abgezogen, die weißlichen Orangenhautreste fein säuberlich abgeschabt, und dann der erste Biss in die schönste Frucht, die man sich denken kann, wenn überhaupt. Ich muss damals sehr vergnügt gewesen sein. »Apfelsinen«, hat mir der Onkel Seppl erklärt, »Apfelsinen kommen aus Afrika. Das ist sehr weit weg, und die Menschen, die dort wohnen, sind die Neger. Schwarz wie die Nacht finster.«

Und seine Frau, die Tante Marie, die Schwester von meinem Parteigenossen-Opa, also auch eingefleischte Erzgebirgerin, hat eine einzige große Leidenschaft gehabt: Kochen. Ein Herd wie ein Dampfer, Heerscharen von Töpfen auf der riesigen Eisenplatte, rechts ein Wasserschaff, links zwei Ofentürchen, der Geruch von frischem Holzfeuer, aus der Maxhütte beschaffte Briketts nachgelegt, die Tante Marie mit ihren hackstockartigen Armen und gut gepolsterten Händen beim Klößeformen und Befehleerteilen, krustige Fleischstücke zuhauf, Apfelmus zum Schweinebraten, vorab Schwemmgniedlasuppe, danach Pudding mit eingeweckten Kirschen, dass mir heute noch das Wasser im Mund zusammenläuft. Stimmt schon einigermaßen: Wenn auch

nicht die Liebe, so doch große Zuneigung geht durch den Magen. Meistens bin ich bei den Sulzbach-Rosenberger Festessen neben dem Paul-Jürgen gesessen, dem Stiefsohn vom Onkel Seppl seinem Sohn Karl-Otto, ebenso alt und puddingversessen wie ich. Solche Namen hat es damals gegeben: Seppl, Karl-Otto, Paul-Jürgen und Tante Lilly. Der Paul-Jürgen und seine Eltern sind später wegen irgendeiner streng geheim gehaltenen Problematik im Finanzbereich nach Dänemark ausgewandert. Dort, genauer: in Kopenhagen hat er es bis zum Handelsmarinekapitän gebracht. Eines Nachts ist er auf seinem Frachtschiff irgendwo im Chinesischen Meer über Bord gegangen. Ob freiwillig, ob unfreiwillig im Sturm, ob infolge einer Meuterei – man weiß es nicht. Ich weiß nur oder glaub jedenfalls zu wissen: Kapitän bei der Handelsmarine hab ich auch werden wollen. Der dringliche Berufswunsch hat sein Verfalldatum erst erreicht, wie ich fast schon erwachsen gewesen bin. Viel später, aber gerade noch in der Kindheit, haben meine Berufswünsche Personennamen gehabt: Erich Kästner, Kurt Tucholsky, Joseph Roth, Oskar Maria Graf, Jaroslav Hašek, Johannes Urzidil oder Erich Maria Remarque zum Beispiel. Auch der Radebeuler Winnetou-Grambfolln hat dazugehört, allerdings hat es der Karl May bei mir später gänzlich verschissen gehabt. Am verschissensten jedoch die ansonsten von allen Berufsgermanisten hochgelobten Brüder Grimm. Wahrscheinlich ist jenen Grimm-Enthusiasten niemals im Leben das passiert, was sich eines Nachts bei mir am Bettstättla ereignet hat.

Ich hab die Masern gehabt, also sowieso schon hochfiebrig bis knapp vor der Verfallgrenze, und meine Mutter hat mir eine Geschichte aus einem in jeder Beziehung sehr schweren Buch vorgelesen – aus dem zirka drei Kilo schweren Prachtband mit Goldschnitt *Kinder und Hausmärchen; gesammelt*, heißt es weiter auf

der Titelseite, von den Brüdern Grimm. Eine Widmung steht auch in dem Buch: »Das alte Märchenbuch von seiner Mami und seiner Tante Alma dem lieben, kleinen Klaus zur Kriegsweihnacht 1944!« Das Ausrufezeichen gehört, warum auch immer, zur Widmung. Meine Mutter hat sich zu mir ans Gitterbett gesetzt, das Fieber mit kalten Umschlägen bekämpft, mir das Gesicht gestreichelt, aber dann den nicht so ganz sanften Einfall gehabt: »Ich les dir jetzt ein schönes Märchen vor aus deinem Buch.« Ein sehr schönes Märchen. Es hat die Überschrift »Die Gänsemagd«, und man kann an seiner Bebilderung bereits erkennen, wie schön es ist. Da hängt aus einer gemauerten Wand ein offensichtlich von kundiger Schlachterhand abgeschlagener Pferdekopf raus. Im einfühlsamen Text erklären es dann die Brüder Grimm genauer. Da steht: »In der Stadt war ein großes finsternes Tor, wo sie abends und morgens mit den Gänsen durch mußte, und unter das finstere Tor, sagte sie, möchte er dem Falada seinen Kopf hinnageln, daß sie ihn doch noch mehr als einmal sehen konnte. Also versprach das der Schindersknecht zu tun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Tor fest ...« Noch während des Vorlesens bin ich eingeschlafen – und mitten in der Nacht vor panischer Angst schweißüberströmmt aufgewacht, hab nach meiner Mutter gebrüllt, nicht wie am Spieß, sondern wie von den Brüdern Grimm gefoltert. Ich seh es noch vor mir, als wär es gestern Nacht passiert: Aus der Wand neben meinem Bettstättla hat ein vom Schindersknecht abgehackter, blutüberströmter Pferdekopf rausgeschaut. An einen schlimmeren Fiebertraum in meinem Leben kann ich mich nicht erinnern. Jetzt, beim Blättern in dem Kriegsjahr-Geschenkbuch für den lieben, kleinen Klaus, hab ich noch ein sehr gut zu 1944 passendes Märchen entdeckt – auf Seite 242. »Der Jude im Dorn« heißt es und erzählt den Kindern, welche Eigenschaften Juden haben; sie sind krumm, bucklig,

langnasig, überaus geizig, geldgierig, hinterlistig, verschlagen und nehmen rechtschaffenen deutschen Handwerksburschen ihre redlich erworbenen Gulden weg. Am Ende wird der Jude seiner wohlverdienten Bestrafung zugeführt – nach einwandfreiem Richterspruch am Galgen erhängt. Das Märchen »Der Jude im Dorn« hat mir meine Mutter damals nicht vorgelesen, was später dazu geführt haben mag, dass mir die Brüder Grimm am dann bereits erwachsenen Arsch vorbeigegangen sind. Da mögen sie sich um die Sprachforschung verdient gemacht haben, wie sie wollen. Siehe auch Dr. Martin Luther, den großen Reformator und Judenhasser, auf den sich später während der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse auch ein gewisser Julius Streicher berufen hat.

3 WER HAT EIGENTLICH NÜRNBERG BOMBARDIERT?

Geheimnisse haben in unserer Familie ein schönes Dasein genossen, die wenigsten sind gelüftet worden. Dass der Onkel Seppl, der mir die erste Apfelsine meines Lebens geschält hat, zum Einschlafen lustige Begebenheiten erzählt und meine Unfolgsamkeiten aller Art stets mit einem fröhlichen Lachen verziehen hat, dass also der Onkel Seppl mit seinem wunderbaren niederbayerischen Dialekt bis zum 8. Mai des Jahres 1945 ein forscher Sulzbach-Rosenberger Nazi-Anhänger gewesen ist – wann hab ich das erfahren? Ungefähr sechzig Jahre später, beiläufig.

Die Stringenz kann eine schöne Sache sein. In meinem Leben hat sie nicht stattgefunden. Bereits in meinen Kinderjahren nicht. Mehr Durcheinander als bei mir findest du selten, allein schon geografisch: Nürnberg, Leutershausen, Sulzbach-Rosenberg, Ziegelstein, Mögeldorf, Sankt Johannis, Zerzabelshof (auch Zabo genannt), Jobst, Gleißhammer und dazu noch die Vorfahren aus Unterschleichach, Fetzelhofen, Lauter im Erzgebirge, Plattling, Burghann, Egloffstein. Inzwischen, nach der Befreiung von den Reichsverwesern und -schwerverbrechern, im Mai 1945 also Mögeldorf im Osten meiner Heimatstadt. Dort, zwischen der Bahnlinie in Richtung Sulzbach-Rosenberg und dem Tiergarten am Schmausenbuck hatte sich der Seltmanns-Opa, frühes NSDAP-Parteimitglied, Prokurist bei Leistritz, seinen Traum erfüllt: in der Farnstraße 38 ein Dreifamilienhaus mit Wiese, Kirschbaum, Vogelbeerbaum in Gedenken an sein

urheimatliches Erzgebirge, Reneklotenbaum, Hühnerstall und zusätzlich noch einen gepachteten Streifen Gemüsegarten.

Bevor wir dort in diesem Mögeldorf gelandet sind, hat erst noch Nürnberg dran glauben müssen. Beziehungsweise müsste man sagen, es hat den Glauben an sich verloren, vorübergehend. Sie haben uns am 2. Januar 1945 die Nürnberger Altstadt, die der beste Massenmörder aller Zeiten infolge der mittelalterlichen Schatzkästchenhaftigkeit der Reichskleinodienbewahranstalt so innig geliebt hat, fast komplett dem Erdboden gleichgemacht. Sie haben uns ... auch so ein Welträtsel: Wer waren diese sie, die, nur zum Beispiel, die schöne Kaiserburg, die schönen Frauen-, Sebaldus-, Lorenzkirchen, die schönen Patrizierpaläste innerhalb gerade einmal einer halben Stunde mittels zahlreicher Bomben in ein schauriges Gerippe, in eine Sandsteinwüstenei, in den größten Kriegsfriedhof weit und breit verwandelt haben? Musst aber höllisch aufpassen beim Nachhaken, betreffs dieser wesentlichen Frage überhaupt. Weil sehr viel später hab ich ein Foto aus dem tausendjährigen Reich zwölfjähriger Dauer gesehen: Wie Nürnberger Männer, Frauen, Halbwüchsige zu womöglich Zehntausenden den Ring zwischen Plärrer und dem Opernhaus gesäumt haben, menschentraubenmäßig auf Straßenlaternenmasten geklettert sind, die Münder vor lauter »Heil Hitler« weit aufgerissen, die Hände zum Himmel – zu jenem Himmel, aus dem sieben Jahre später die englischen Grüße zuhauf auf die Stadt herabgefallen sind. Wer also hat letztlich die Bomben abgeworfen? Die Jubel-Nürnberger und Hitlerschreier oder die Engländer? Wer es weiß, kriegt den Friedensnobelpreis für immer oder eine auf den Deckel, ebenfalls für immer. Je nachdem.

Und ungefähr sieben Jahre nach der Wegbombardierung der Altstadt und teilweise auch ihrer Bewohner bin ich im zarten Alter von zehn Jahren als Erstklässler des Realgymnasiums, heute

Willstätter-Gymnasium, ins zwanzig Minuten von unserer Schule entfernte Amerika-Haus am Westring geführt worden. Filmvortrag statt Latein beim Referendar Alois Bittner, also zunächst große Freude, und dann der Film, den uns die Ami – heut sag ich Gott sei Dank – zugemutet haben. Die Filmbilder, wie SS-Männer ein kleines Mädchen, in Lumpen gehüllt, ihrer schreienden Mutter aus den Armen gerissen haben, wie lebenden Skeletten hinter Stacheldraht angesichts ihrer Befreiung nicht einmal mehr ein ganz kleines Lächeln, ein Ausdruck neualter Hoffnung gelungen ist, wie Hunderte oder Tausende Leichen mit einem Bagger zum höchsten Berg meiner Erinnerung aufgetürmt worden sind – die Filmbilder im Amerika-Haus fangen heute noch an, sich in meinem Kopf abzuspulen, zum Beispiel wenn ich Sätze höre wie »Es war ja nicht alles schlecht damals ...«. Nicht zu vergessen: »... und die Autobahnen hat er ja auch baut, der Hitler. Und die Arbeitslosigkeit abgeschafft. Und nachts allein auf der Straße, kein Problem. Und Sicherheit und Recht und Ordnung, und, und, und ...«

Was aber hat sich ein Dreijähriger im Januar 1945 gedacht? Wirst wissen, oder? Nullkommanix. Hast ja noch kein komplettes Hirn, und ob du später eines kriegst, eines von Belang, ist ja auch noch die Frage. Von einem vierzehn Jahre älteren Freund, dem Malerdichter Toni Burghart, weiß ich, was sich damals am 2. Januar 1945 zum Beispiel ein Siebzehnjähriger gedacht hat. Der Toni ist in der Kühnertsgasse, nahe der Lorenzkirche aufgewachsen. »So was Schönes«, hat er mir anlässlich eines Kaffeekränzchens an einem schönen Maitag ungefähr eintausendundfünfzig Jahre später im Garten vom *Zeitungs-Café* gleich neben der Bronzestatue vom Hermann Kesten anvertraut, »so was schaurig Schönes, hab ich mir gedacht, wie das Flammenmeer über der Lorenzkirche in all seiner Farbenpracht wirst du wahrscheinlich

nie mehr sehen.« Das wollen wir hoffen, der Toni selig, bester Maler, bester Ironiker der Stadt, und ich.

Dass die ganze Nürnberger Altstadt ein Flammenmeer gewesen ist, dass es vier Monate später vor selbst ernannten Geisterwiderstandskämpfern gegen die epidemische Geisteskrankheit Hitlerismus nur so gewimmelt hat, dass Persilscheine ein sehr begehrtes Formular gewesen sind, tausend Mal besser als jedes sowieso wertlos gewordene Geld – wie arg hat das einen dreijährigen Knirps gekratzt? Die Ruinen, die zwei Bombentrichter keine fünfzig Meter vom Großvater seinem Haus und seinem Gemüsegarten entfernt? Oder die Geschichte der Heimkehr von einem Arno Hamburger im Ami-Jeep, die ihm Jahrzehnte später erzählt worden ist auf die Frage, was sich denn dieser Arno Hamburger, gebürtiger Nürnberger, im Realgymnasium als Judensau beschimpft, bespuckt, verprügelt und im Alter von fünfzehn Jahren von den Eltern nach Palästina zum Überleben geschickt – was also jenem Arno Hamburger damals bei Annäherung an seine zerbombte Heimatstadt durch den Kopf gegangen ist? »Jetzt«, hat er mir Jahrzehnte später erzählt, »jetzt schaut die Nürnberger Altstadt fast genauso aus wie unsere Synagoge drunten an der Pegnitz, wie sie 1938 auf Befehl vom Streicher in einen Steinhaufen verwandelt worden ist. Das hab ich mir gedacht, wie wir auf der notdürftig vom Schutt geräumten Straße vom Plärerer in Richtung Nordstadt gefahren sind und vor uns die Altstadt, die Burg in Schutt und Asche. Wie damals unsere Synagoge.«

Und ich, im Juni oder Juli 1945? Quasi Paradies mit Vollpension. Der Seltmanns-Opa, der was weiß ich wo war, und sein Garten: die ersten von der Hand in den Mund gepflückten Tomaten, die Weite der Prärie zwischen Mögeldorf, Zabo und Gleißhammer,

das Wäldchen, der Schmausenbuck, die eineinhalb Zimmer Notbehausung nur einen Fußballschuss weit entfernt vom beschlagnahmten Großelternhaus, der Einzug der Amerikaner in die drei Stockwerke der Farnstraße 38 in Verbindung mit Unmengen von Kaugummi, Drops, Hershey's Sirup, Butterfinger und Erdnussbutter, die mitnichten Erdnussbutter geheißen hat. Sondern, da haut's dich um, Negernussbutter. Insgesamt also ein Schlaraffenland sondersgleichen. Horch, im Vertrauen – wo sollst du dir da ein Trauma aufhalsen? Oder aufseelen?

Dass in die ganze Glückseligkeit hinein meine Schwester auf die Welt gekommen ist, hat sich in mir auf geheimnisvolle Weise verdrängt. Ist das ein Wunder, wenn sich bei den Erwachsenen um mich rum tausend Jahre auf noch viel geheimnisvollere Weise verdrängt, verdrückt, verzupft haben? Wohin, das weiß niemand. In ein Gewissen? Kann nicht sein, Millionen und Abermillionen Morde, das hält doch kein Gewissen der Welt aus, oder? Und Knirpse haben womöglich noch kein richtiges Gewissen, sondern Hunger und Durst und eine nur schwer stillbare Lust auf Kaugummi. Und das Kinderleben dauert unendlich lang.

4 MEINE ZWEI BESTEN FREUNDE – SCHWARZ WIE DIE NACHT FINSTER

Die ersten englischen oder amerikanischen Wörter meines Lebens haben so gelautet: »Blies gimmi ä Dschuing Gam.« Muss ich jetzt nicht übersetzen, oder? Dadurch, dass meine Seltmanns-Oma im einst eigenen Haus als Putzfrau für die amerikanischen Soldaten arbeiten hat dürfen müssen, war für den Enkel nie ein Mangel an Dschuing Gam, Hershey's Sirup, Drops, Butterfinger, Neger-nussbutter und fürsorgliche Zuwendung. Auf die Neger-nussbutter, die erst viele Jahre später in Erdnussbutter umgetauft worden ist, komm ich noch zurück.

Die Oma also im Dienst der sogenannten Besatzungsmacht, sich oft bitter beschwerend, dass »die Ami« immer ihre schmutzigen Stiefel gschdregsderlängs auf ihrem schönen Esstisch hinlummeln, die Mutter und ich und womöglich auch meine erste kleine Schwester derweil eine Straße weiter, nämlich der Tiefäckerstraße, in einer Eineinviertel-Zimmer Notunterkunft. Und das Haus voller Geheimnisse. Eines davon hat an einem bereits dusteren Novembernachmittag stattgefunden. Es hatte das erste Mal in dem Jahr geschneit, und auf der spiegelglatten Garagenabfahrt hat es mich beim Heedschln (hochdeutsch: Schlittern oder so ähnlich) erst auf den Hosenboden gepfeffert und dann mit aller Wucht der mir damals noch nicht geläufigen Schwerkraft auf den Hinterkopf. Den dumpfen Einschlag spür ich manchmal heute noch. Mein Rotz-und-Wasser-Heulen und Angstschreien vor meinem womöglich allerersten Kinder-

schmerz, dem später noch viele Kinderschmerzen gefolgt sind, ist so besänftigt worden: Von irgendwo aus dem Haus eine tiefe Stimme, wenn ich nicht augenblicklich mit dem Gebfliedsche aufhör, kommt der Bulzermärdl, steckt mich in seinen Sack, prügelt mich windelweich, anschließend verschleppt er mich in den Wald, und Weiteres werde ich dann schon sehen. Mein erster Kontakt mit den Grundzügen der damaligen, christlich geprägten Hochpädagogik.

Dagegen die Ami: Lustigere, zärtlichere, mitfühlendere und überhaupt nicht umeinanderbrüllende oder Schelln und Pelzmärtel androhende Freunde wie die zwei riesigen, stahlbehelmten Neger, die vor unserem ihrem Haus immer patrouilliert haben, sind in meinem Farn- und Tiefäckerstraßenparadies zwischen Wald, Wiesen, Schmausenbuck, Schlupfwinkeln aller Art und wunderbaren Bombentrichtern nicht vorgekommen. Also vorläufig nicht. Und weil ich grad hinschreib »Neger« und vorhin »Negernussbutter« und wie selbstverständlich weiß, dass man es besser nicht hinschreibt, das heutzutage sogenannte »N-Wort«: Später im Realgymnasium hab ich vom Referendar, dann Assessor, dann Studienrat Alois Bittner gelernt, dass das lateinische Wort *niger* auf Deutsch »schwarz« heißt und der Neger, weil er eine einigermaßen schwarze Hautfarbe hat, sich von *niger* herleitet. Was ein Wort ist und was man in es anschließend in seiner Volldummheit verächtlichst zwischen die Buchstaben hineinposaunt, wahlweise hineinhasst, das sind wahrlich zwei grundverschiedene Angelegenheiten. Oder gilt das beim Sprechen und Schreiben nicht mehr: Dass der Inhalt wichtiger ist als die Verpackung?

Vielleicht um das Jahr 1946 rum, eher kann es nicht gewesen sein, später wegen der voll verbrieften zweiten Begegnung

Wenn in einem Buchtitel der Name Morlock vorkommt, liegt der Verdacht nahe, es handle sich um ein Fußballbuch. Und ganz am Rande ist es das auch. Vor allem aber ist Klaus Schambergers Memoir ein Buch über seine Kindheit in Nürnberg, die im Kriegsjahr 1942 beginnt und 1957 im fernen Saloniki endet. Sie ist geprägt von Spielen in geheimnisvoll-gruseligen Ruinen und übrig gebliebenen Bombentrichtern, von zwei Großvätern, von denen der eine im KZ Dachau interniert und der andere ein frühes NSDAP-Mitglied war, vom dringenden Wunsch, mindestens weltberühmt zu werden – als Fußballspieler oder als Indianerhäuptling oder als Kapitän –, von der Entdeckung der Liebe und der Lust. Erzählt mit gewohnt lakonischem Humor und bitterbösem Sarkasmus, mit unvergleichlichem Witz und fränkischer Zärtlichkeit.

»Den lakonischen, lässigen und pointierten Witz – das kann kaum einer so präzise wie der Schamberger!«

EWALD ARENZ

»Man kommt aus dem Schmunzeln nicht mehr heraus.«

HELMUT HABERKAMM

»Anrührend, melancholisch und hintergründig spannend.«

GÜNTHER KOCH

ars vivendi 

ISBN 978-3-7472-0353-8

www.arsvivendi.com

Aus ökologischen Gründen ist dieses
Buch nicht in Folie eingeschweißt.



 **Klimaneutral**
Druckprodukt

ClimatePartner.com/12144-2202-001

